

Vorwort

WALTRAUD HARTH-PETER

Die Beiträge dieses Heftes der Zeitschrift DAS KIND beschäftigen sich fast ausschließlich aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln mit den Gedanken Maria Montessoris. Hermann Röhrs ordnet Maria Montessori in den internationalen Kontext ein. Günter Henner erlebt das Phänomen „Freiheit“ in der Montessori-Erziehung zum Thema seines Beitrags. Markus Bösch denkt in vergleichender Absicht über Frieden und Friedenserziehung bei Montessori und Bollnow nach. Alle diese Beiträge verweisen, und das ist ihre Gemeinsamkeit, auf das Thema des diesjährigen Montessori-Kongresses in Hamburg vom 1.–3. Mai über „Frieden und Erziehung. Montessori und die Welt von morgen“, den die DMG in Zusammenarbeit mit der UNESCO durchführt. Die Rede Maria Montessoris im UNESCO-Institut in Hamburg, die den Beiträgen vorangestellt ist, war, so ist zu vermuten, ihre letzte Ansprache, bevor sie erkrankte und schließlich am 6. Mai 1952 starb. Der 40. Todestag Maria Montessoris wird in unserer nächsten Ausgabe gewürdigt. Ein Beitrag – über Sauberkeits„erziehung“ – wurde auf Wunsch unserer Leser geschrieben, und in der Tat gilt ja die Sauberkeitserziehung als ein immer wieder zu neuen Überlegungen führender, bei Eltern Unsicherheiten erzeugender und daher wichtiger Aspekt der Kleinkindererziehung, der durchaus auch in die Forderungen Montessoris zu integrieren ist, wenn es darum geht, dem Kind zum rechten Zeitpunkt die richtige und für seine Persönlichkeitsentwicklung entscheidende Hilfe zu geben. Diese appelliert vor allem an die Sensibilität des Erwachsenen, das rechte Maß an Zurückhaltung und rechtzeitigem Handeln zu finden, das die geschärfte Beobachtung des Kindes zur Voraussetzung hat. Unabhängigkeit des Kindes vom Erwachsenen ist dabei das Ziel und nicht die Erfüllung von übersteigerten Sauberkeitserwartungen der Eltern.

Angeregt durch den Beitrag Hermann Röhrs', der sich mit der Rezeption der Montessori-Pädagogik in den USA beschäftigt, möchte ich das Vorwort dieser Ausgabe in einer möglicherweise etwas ungewöhnlichen, mir aber lohnend erscheinenden Art und Weise gestalten, indem ich mir einen Aufsatz vorgenommen habe, der 1913 geschrieben wurde und eines der frühesten Zeugnisse der Montessori-Rezeption in Deutschland darstellt. Er würdigt die Methode Montessoris kritisch, zeigt aber auch Übereinstimmungen mit seinem eigenen Verständnis von Erzie-

hung auf. Das reizvolle an diesem Vorhaben ist die Frage, wie Ernst von Sallwürk, der Autor dieses Aufsatzes, als Zeitgenosse Montessoris (und Herbart nahestehend) das Werk der großen Italienerin beurteilt bzw. in die neuen pädagogischen Strömungen eingeordnet hat. Ich stelle weite Passagen dieses Beitrages dar und kennzeichne seine Hauptargumente. Um es gleich vorweg zu sagen: Sallwürk ordnet den Gedanken Maria Montessoris keine genuine Bedeutung zu, sondern integriert sie und damit das gesamte Werk Montessoris in die Geschichte der Pädagogik als Fortführung bereits vorgedachter Vorschläge, sei es von seiten Pestalozzis, der Philanthropen, Fröbels oder Tolstojs. Gestützt auf einen Bericht des Engländers E.G.A. Holmes, der 1911 Montessori-Einrichtungen besuchte und einen „offenbar wohlwollenden, aber einsichtigen und objektiven Bericht“ für das englische Unterrichtsministerium veröffentlichte, beginnt er mit einem für das eben erwähnte Ergebnis richtungsweisenden Zitat Holmes': „Jeder große Gedanke und jeder große Grundsatz muß immer und immer wieder neu entdeckt werden.“¹ Sallwürk nennt den Einfluß Séguins und der „Pädagogik der Schwachsinnigen“ auf Montessoris Methode, erkennt aber gleichermaßen an, daß ein Prioritätenstreit wenig weiterhilft, weil es tatsächlich das große Verdienst Montessoris war, daß sie „wenigstens für die ersten Jahre [der Kindheit, d. Vf.] ein neues Land erschlossen hat und daß es unbillig wäre, ihr vorzurücken, daß andere schon vor ihr gefunden hätten, was sie uns jetzt als ihre Methode vorführt.“² Anerkennungswert für ihn ist, daß sie mit dem ganzen System „einen wichtigen Gedanken in glücklicher Konsequenz methodisch ausgestaltet habe.“³

Sallwürk hat die „Methode“ oder das „System“ Montessoris – nie spricht er von ihrer „Pädagogik“ – also weder als revolutionär noch als einen Meilenstein in der Geschichte der Pädagogik angesehen. Vielmehr läßt er sie anknüpfen an die Psychologie, vornehmlich an die Kinderpsychologie und an ihre Erfahrungen als Assistenzärztin bei behinderten Kindern. Pffiffig schätzt er ihren Gedanken ein, daß sie die Behinderten nicht als Kranke ansah, die „nicht eigentlich einen krankhaften geistigen Organismus hätten, sondern nur in der *natürlichen Entwicklung* zurückgeblieben wären.“⁴ Als erfahrener Schulmann steht er der Methode, deren Erfolge „ans Wunderbare“ grenzen, „begründet“ mißtrauisch gegenüber, zeigen doch ähnliche als neu bezeichnete Erziehungsversuche aus der Vergangenheit, daß es am praktischen Geschick des Erziehers liegt, seine – zweifelsohne – richtigen Prinzipien auch zur richtigen Ausführung zu bringen. Sallwürk will daher den „leitenden Gedanken“ und die „Grundsätze“ aufsuchen, die Montessori ihrer Methode zugrunde gelegt hat. Und er sieht diese in einer zweifachen Erkenntnis Montessoris: Einmal darin, daß sie richtig gesehen hat, „daß in den Jahren der ersten Ent-

wicklung die Natur des Kindes am besten erkannt und daß – was damit zusammenhängt – in dieser Zeit die Kinder am leichtesten geleitet werden können.“⁵ Und zum zweiten darin, daß die Kinder in dieser Zeit „einen großen Drang zu irgendeiner Tätigkeit aus eigenem Willen“⁶ haben. Deshalb stimmt er mit Montessori überein, daß man die Kinder etwas tun lassen sollte. Aus ihrem Spiel wird im Laufe ihrer Entwicklung Arbeit, weil es immer zielgerichteter und absichtsvoller wird und weil die leibliche Betätigung – zunächst noch unbewußt – verbunden ist mit der geistigen. Ebenfalls hält er es für notwendig, daß die Beziehung des Kindes zur äußeren Welt nicht unterbrochen werden darf, denn aus ihr bildet sich nach und nach die eigene innere Welt des Kindes.

Sallwürk, und das ist eine der erstaunlichen Aussagen, die er macht, sieht die Montessori-Methode daher auch begrenzt auf die ersten acht Jahre des Kindes und hält eine Erweiterung auf die fortschreitende Entwicklung des Kindes und Jugendlichen nicht für möglich, allenfalls durch eine Modifikation, die dem sich abschwächenden Tätigkeitsdrang des Kindes Rechnung trägt. Konsequenter findet er die vorbereitete Umgebung Montessoris, die dem Kind so viel Freiheit wie möglich zubilligt, hinterfragt jedoch, ob es sinnvoll sei, dem Kind „die ganze Welt frei zu geben“ und weist darauf hin, daß Freiheitsdrang und Entwicklung des kindlichen Willens nur in dem rechten Verhältnis zwischen dem Willen des Erziehers und dem Zögling zu finden sei. „Selbsttätigkeit der Kinder und Spiel können keine unbedingten Forderungen sein, sondern nur Hinweisungen auf die Notwendigkeit, dieses Verhältnis zu finden.“⁷ Von dieser Warte aus will der Herbartsschüler auch die Methode Montessoris beurteilen: Wie steht es um das Verhältnis zwischen dem nach Entwicklung drängenden Willen des Kindes und dem erfahrenen und gebildeten Willen des Erwachsenen? Diese beiden müssen seiner Meinung nach, „in das rechte Verhältnis zueinander“ gesetzt werden. „Wer das System der Frau Montessori kritisch beurteilen will, muß es von diesem Standpunkt aus tun.“⁸ Und Sallwürks Kritik an Montessori besteht hauptsächlich darin, daß sie sich der Klärung dieses Erzieher-Zögling-Verhältnisses entzieht und damit die von ihm implizierte Frage nach der sittlichen Bildung nicht beantwortet.

Und damit möchte ich die Einschätzung der Montessori-Methode von seiten eines zeitgenössischen Schulmannes, Ernst von Sallwürk⁹, schließen, der die *Methode* Maria Montessoris freilich aus dem Blickwinkel seiner Vorstellung der experimental-empirischen Grundlegung einer Pädagogik des Willens und der Tat sieht. Hätte er sich vielleicht intensiver mit den Grundgedanken ihrer *Pädagogik* beschäftigt, hätte er eventuell ihre als inzwischen klassisch anerkannten Überlegungen zur Freiheit, Selbsttätigkeit und zur je individuellen Eigenheit des Kindes

erkannt. Interessant erscheint der Beitrag Sallwürks dennoch durch seine *bruchlose* Eingliederung Montessoris in die Gedanken der großen Pädagogen, ohne ihnen jedoch „revolutionären“ Charakter zuzubilligen.

Anmerkungen

- ¹ Ernst von Sallwürk, Die pädagogische Methode der Dottoressa Montessori, Langensalza: Päd. Mag. 543, 1913, S. 5
- ² ebd., S. 11 f.
- ³ ebd., S. 12
- ⁴ ebd., S. 5; Hervorhebung: d. Vf.
- ⁵ ebd., S. 7
- ⁶ ebd.
- ⁷ ebd., S. 11
- ⁸ ebd., S. 16
- ⁹ Dr. Ernst von Sallwürk (1839–1926) war Staatsrat und Ministerialdirektor im Badischen und Mitglied des Deutschen Lehrervereins: Mit Kerschensteiner, Natorp, Rein und Fischer hat er sich für eine nationale Einheitsschule ausgesprochen. Wissenschaftlich steht er Wilhelm August Lay nahe, der auf einer reinen empirischen Methode durch Messung und Datenerhebung eine umfassende pädagogische Theorie aufzubauen versuchte. Sallwürk hat sich der Theorie Lays genähert, der als das Entscheidende im Seelenleben das Motorische bzw. die Bewegungsvorstellungen sieht und hat eine Pädagogik des Willens (alle Erziehung muß daher Schule des Willens sein) und der Tat entwickelt. Sallwürk war einer der hervorragendsten Kenner der Pädagogik der Aufklärung. Er hat zahlreiche Aufsätze und Editionen zu Montaigne, Locke, Rousseau verfaßt und war aufmerksamer Beobachter der zeitgenössischen Pädagogik, die er in die pädagogische Tradition der Aufklärung einzubetten versucht. Aber gerade deswegen ist es erstaunlich, daß er Montessori *nicht* mit Rousseau – wie es oftmals üblich ist – in Verbindung bringt.